Widerständler, Polemiker, Nein-Sager

Der Schauspieler und Regisseur Peter Kern ist gestorben

Schillernder Unbequemer mit großem Herz: Peter Kern † Foto: dpa

Peter Kern ist tot. Wie am Donnerstag bekannt wurde, ist der Wiener Schauspieler und Regisseur Peter Kern nach langer Krankheit am Mittwoch im Alter von 66 Jahren gestorben.

Kern hatte unter anderen mit Rainer Werner Fassbinder, Peter Zadek und Wim Wenders gedreht. Zuletzt hatte er im Frühjahr auf der Berlinale den Dokumentarfilm „Der letzte Sommer der Reichen“ präsentiert. In einer Biografie wurde der Filmemacher und Autor als „einer der wenigen verbliebenen Widerständler, Polemiker, Nein-Sager“ beschrieben. Kern hatte als Wiener Sängerknabe erste öffentliche Auftritte und war Ende der 60er bis Anfang der 70er Jahre mit dem Musical „Hair“ auf Tournee. Der schwergewichtige und homosexuelle Schauspieler trat auch in Rosa von Praunheims Stricher-Doku „Die Jungs vom Bahnhof Zoo“ auf.

Mit Kern verlasse „einer der ganz Großen die Bühne des österreichischen Films“, erklärte Kulturminister Josef Ostermayer (SPÖ) am Donnerstag. Er sei ein „höchst universeller Künstler“ gewesen. „In den letzten Jahren drehte er mehrere vielbeachtete Autorenfilme, die sich ungeschönt und offen mit den gesellschaftlichen Fragen der Gegenwart auseinandersetzten.“ Kerns kritischen Geist werde man „schmerzlich vermissen“.

Auch das Österreichische Filminstitut würdigte den Künstler: „Er war einer der Letzten seiner Generation, ein kompromissloser Filmemacher, besessen und beseelt vom Kino. Mit Peter Kern verliert der österreichische Film eine seiner aufrechtesten und streitbarsten Stimmen, die unserem Filmschaffen Farbe, Kraft und Charakter gegeben hat.“

SPÖ-Kultursprecherin Elisabeth Hakel nannte Kern „ein geniales Gesamtkunstwerk und einen begnadeten Exzentriker“ des Kinos. „Wie kaum ein anderer hat es Peter Kern auf unnachahmliche Weise verstanden, mit seinen Filmen die Finger in die Wunden der Gesellschaft zu legen und dort Diskussionen anzustoßen, wo diese überfällig waren.“ (dpa)

Wieland Wagners letzter Assistent

Der Opernregisseur Nikolaus Lehnhoff ist tot

Abstrakte Bilder und Licht: Das ist das Erbe. das der Regisseur Wieland Wagner an seinen Assistenten Nikolaus Lehnhoff weitergab, und das vor allem blieb seine Heimat. Starke Opernabende sind dem Regisseur mit starken Bildern und Lichtwirkungen gelungen. Zum Beispiel in Baden-Baden, wo er 2007 „Tristan und Isolde“ so inszenierte, wie es auch sein großes Vorbild getan hatte. Auch Lehnhoffs „Salome“ am gleichen Ort war 2011 überzeugend, und 2010 brachte er bei den Salzburger Festspielen auch „Elektra“ zum Glühen: Atemlos war dieser Abend, von archaischer Kraft und vor Leidenschaft glühend.

Catherine Naglestad in Lehnhoffs „Tosca“ in Baden-Baden Foto: Kremper

Noch im Mai verlegte Nikolaus Lehnhoffs an der Mailänder Scala Puccinis „Turandot“ in einen Überwachungsstaat. Der Abend wurde bejubelt, weil der Regisseur auch hier wieder sicher die Balance hielt zwischen Zurückhaltung und Wagnis. Provoziert hat Lehnhoff nur selten; auf Genauigkeit vor allem in der Personenführung hat er vielmehr gesetzt – und mit seiner Behutsamkeit vor allem in Zeiten des aufkommenden Regisseurs-Theaters riskiert, dass manche seiner Inszenierungen als angepasst und langweilig gescholten wurden.Dabei war der in Hannover geborene letzte Bayreuther Assistent Wieland Wagners nach seinem umjubelten Pariser Debüt mit „Die Frau ohne Schatten“ 1972 weltweit unterwegs, inszenierte unter anderem in Paris, Berlin, München, New York, Tokio, Rio de Janeiro, Amsterdam, Zürich und London sowie bei den Festspielen Glyndebourne, wo er für einen stimmigen Janácek-Zyklus gefeiert wurde. Wie Lehnhoffs Familie am Donnerstag mitteilte, ist der 76-Jährige schon am Samstag in Berlin nach langer Krankheit gestorben. (ben)

Das Leben will immer dorthin, wo es noch nicht war

Auf der Durchreise: Der Ex-Stuttgarter Matteo Capreoli veröffentlicht sein Debütalbum „Zuhause“

„Zuhause“ heißt Matteo Capreolis Debütalbum, das an diesem Freitag erscheint. Der Folkmusiker, dem es irgendwann in Stuttgart zu klein wurde, lebt jetzt in Hamburg. Und bei der Platte ließ er sich von Samy Deluxe helfen.

Foto: promo

Von Melanie Maier

Er ist kleiner als erwartet. Matteo Capreoli sitzt lässig nach vorn gelehnt auf einem niedrigen Hocker. Hin und wieder zwirbelt er an einer dunkelbraunen Locke, streicht sich über den Bart. Es ist halb sieben an einem Dienstagabend, in knapp einer halben Stunde wird er im Stuttgarter Club Freund & Kupferstecher auftreten.

Capreoli ist auf Tour: Im VW-Bus fährt der 28-Jährige mit seiner zweiköpfigen Band von Hamburg nach Rom. Die drei wollen für Capreolis neues Album werben – sie spielen Konzerte auf der Straße, in Wohnzimmern, Cafés und kleinen Bars. Abends lassen sie sich von Fans zum Essen oder Übernachten einladen. „Wir sind mit null Cents in der Tasche aus Hamburg losgefahren“, sagt Capreoli. Das Geld für die Promotiontour wolle man unterwegs verdienen.

2007 zog Capreoli schon einmal quer durch die Bundesrepublik, versuchte sich erstmals als Sänger. Nun präsentiert er sein Debütalbum. „Zuhause“ heißt die Platte, die von dem Hamburger Musiklabel Pias veröffentlicht wird. Die CD hört sich an wie ein leichter Sommergruß – eine Mischung aus Roadsongs und Liebesliedern, mit eingängigen Melodien und deutschen Texten, die im Kopf bleiben. Als Freak Folk Soul bezeichnet Capreoli seinen Stil, als Einflüsse nennt er zum Beispiel Bob Dylan, Jimi Hendrix, Stevie Wonder und Bill Withers. „Ich habe schon viele Musikrichtungen ausprobiert – Reggae, Hip-Hop, Elektro“, sagt er. „Daraus ist jetzt ein Mischmasch geworden, der sich so anhört wie meins.“

Und während der Sänger noch gelassen plaudert, stellen die Bandmitglieder – und Brüder – Benny und Joscha Glass bereits die Instrumente auf: der Bass kommt nach rechts, das Schlagzeug nach links, die Gitarre steht vorn. An den Füßen der zwei Jungs: Sneakers in Neonfarben – ein Schuhgeschäft in Tübingen hat sie ihnen nach dem Auftritt tags zuvor geschenkt. Capreolis Sponsoringkonzept scheint aufzugehen.

Zur Musik kam der Singer-Songwriter schon früh. Als kleines Kind begleitete er seinen Vater – den Schlagzeuger einer Band – zu Konzerten. Kaum zwei Jahre alt, nahm er die Drumsticks selbst in die Hand. Dann brachte er sich das Gitarrespielen bei; es folgten Bass und Klavier. Mit 18 Jahren zog es den in Kirchheim/Teck aufgewachsenen Nachwuchsmusiker nach Stuttgart. Dort produzierte er Songs zum ersten Mal selbst, begann zu texten und zu singen.

Vor vier Jahren zog Capreoli nochmals weiter: nach Hamburg. „Stuttgart ist mir zu klein geworden“, sagt er. „Ich wollte mich weiterentwickeln.“ In der Hansestadt kann man den zierlichen Musiker vor allem in der Kunstwerkstadt antreffen – einem Musikstudio, das der Hip-Hopper Samy Deluxe initiiert hat, um Hamburger Künstlern eine Plattform zu bieten. „Ich kannte Samy schon von einer Konzertreihe, die ich mitorganisiert habe“, sagt Capreoli. „Als ich nach Hamburg kam, habe ich ihn einfach gefragt, ob er wüsste, wo ich meine Zelte aufschlagen könnte, um mein Album zu produzieren.“

Auf der Platte gibt sich denn auch Samy Deluxe die Ehre, singt bei dem Lied „L.A.“ mit. 2014 begleitete Capreoli den Hip-Hopper auf dessen Tour. Während dieser Zeit seien die meisten Texte von „Zuhause“ entstanden. „Ich habe 40, 50 Lieder geschrieben – elf sind davon übrig geblieben.“ Seine Songs seien „eher klein“: „Sie wollen nicht viel, verlangen dem Zuhörer nicht viel ab“, sagt Capreoli. Seine früheren Stücke seien viel zu kompliziert gewesen: „Die Welt ist schöner, wenn sie einfach ist.“

Ein Album, das vielleicht das Zeug dazu hat, ein kleines Sommerwunder zu werden

Jetzt schreibt er nur noch Positives – und wenn seiner Feder doch einmal ein negativer Text entspringt, vergräbt er ihn. „Ich möchte die Menschen auf meinen Konzerten lachen und nicht leiden sehen“, sagt er. „Wenn man zu mir aufs Konzert geht, kann man davon ausgehen, dass die Hälfte Comedy ist.“

Und tatsächlich albert er viel herum, als er wenig später mit Benny und Joscha Glass auf der Bühne steht. „Echt jetzt!“, sagt Capreoli mit der Gitarre im Arm. „Bei unserem letzten Auftritt ist Benny plötzlich vom Schlagzeug aufgestanden und aufs Klo gerannt.“ Die gut zwei Dutzend Zuschauer im engen Freund & Kupferstecher kichern. Dann beugt sich Capreoli wieder nach vorn, wippt, tänzelt, hüpft, stampft auf der schwarzen Bühne. „Ich lieb’ dich heute nur bis morgen und dann wieder von vorn“, singt er, die dunklen Locken im Gesicht – das Publikum singt mit.

Auch bei dem Roadsong „Bus“ steigen die Zuhörer mit ein. „Alle rennen in’ Bus“, singt Capreoli – „Bus, Bus, Bus“, schallt es zurück. Gut gelaunter Sound, der keine Fragen aufwirft – dafür aber vermeintliche Weisheiten preisgibt: „Das Leben will immer dorthin, wo es noch nicht war.“ Den Gästen gefällt’s.

Ein kleines Sommerwunder: Das dürfte von Capreolis CD zu erwarten sein. Seine erste Single-Auskopplung „Frag mich“ ist bereits seit Mai online. Auf You Tube haben es schon mehr als 68 000 Menschen gehört. In dem Video räkelt sich ein dünnes Model halbnackt in einer Luxusvilla – doch von Sexismus will der Sänger selbst nichts bemerkt haben: „Als ich das Video zum ersten Mal gesehen habe, dachte ich nur: Boah, sieht voll gut aus!“

Etwas naiv scheint er durchaus zu sein, der junge Musiker. Doch die Naivität könnte ihm zugute kommen – in einer Welt, die mit Flüchtlingskrisen, Umweltkatastrophen und Globalisierungsproblematiken immer komplexer wird, sehnen sich die Menschen nach einfachen Antworten und Ablenkung. Auf Nachschub müssen Capreolis Fans wahrscheinlich nicht allzu lange warten. „Sobald ich im Zug oder im Flugzeug sitze, schreibe ich – ich kann einfach nicht ruhig bleiben“, sagt er. „Ich hätte Bock, alle drei Monate eine neue Platte rauszubringen.“

Und die Hoffnung stirbt zuletzt

Interpols kunstvolle Post-Punk-Tristesse lockt nur 1000 Besucher ins Stuttgarter Theaterhaus

Von Björn Springorum

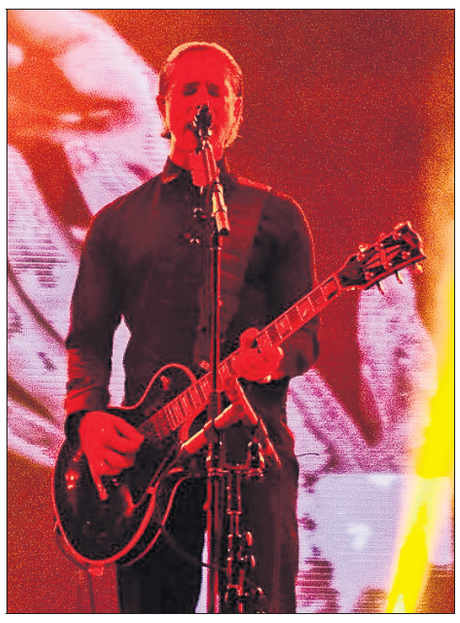
„Turn On The Bright Lights“ haben Interpol ihr erstes Album genannt. 2002 läuteten die New Yorker damit das Post-Punk-Revival ein, danach holten mehr und mehr Musiker die graue Tristesse von englischen Bands wie Joy Division ins 21. Jahrhundert. Ein Titel wie dieser war angesichts der eher hoffnungsbefreiten und nicht gerade freundlichen Grundstimmung natürlich zynisch zu verstehen, wurde am Mittwochabend im Theaterhaus aber zumindest vom Lichttechniker ernstgenommen. Gehüllt in mal blutrotes, mal eiskalt blaues, mal irisierend weißes Licht, beginnen Interpol mit „Say Hello To Angels“ von ebenjenem Album, wie immer in elegantes Schwarz gekleidet, wie immer von hinten angestrahlt. Rockstar-Gehabe ist ihre Sache nicht, bei den Amerikanern stand schon immer das Geheimnisvolle, Unnahbare im Vordergrund.

Das bedeutet auch, dass sich Paul Banks hinter Mikrofonständer und Gitarre verschanzt und nahezu unbeweglich seine Lieder von Einsamkeit, von der Unmöglichkeit ewiger Liebe singt – und davon, aller Vernunft zum Trotz auf Erlösung zu warten. Brüchig oder nicht, es ist immer auch ein wenig Hoffnung in Panks’ Songs. Das passt sowohl zu ihm als auch zu seiner Musik und der Aura, die Interpol evozieren will. Als Amerikas englischste Band wissen sie schließlich, was Post Punk bedeutet. Allzu viel Interaktion mit dem Publikum gehört nun wirklich nicht dazu. Es ist eine gewollte, nicht erzwungene Mystik: Das unterscheidet die Band von vielen anderen.

Überraschend stark ist an diesem Abend das zweite Album „Antics“ vertreten. Insbesondere die Nummer „Evil“ verdeutlicht Interpols Masche hervorragend: schrammelnde Gitarren, Romantik im Schatten eines Abgrunds – die Dualität vieler Stücke wird vom druckvollen und dennoch hübsch organischen Sound zusätzlich verstärkt.

Dass eine Band wie diese dennoch nur rund 1000 Besucher in den großen Saal lockt, stimmt aber nachdenklich. Kommt diese Tour zu spät? Immerhin erschien das aktuelle Album „El Pintor“ bereits vor einem Jahr. Ist das Post-Punk-Revival vorüber?

Fest steht: An der Darbietung der New Yorker liegt es nicht. Das hypnotische „Length Of Love“ kommt mit dem langgezogenen Gesang von Paul Banks und der gewollten Monotonie einer Trance gleich, ganz allgemein gelingt es Interpol ab der Mitte des Sets, den ganzen Saal in ihren monochromen Bann zu ziehen.



Interpol-Frontmann Paul Banks – hier beim Auftritt vor wenigen Tagen in Budapest Foto: dpa

Dann aber durchdringen melancholische Melodien wie „Rest My Chemistry“ urplötzlich die Reihen, und Interpol spielen ihr umfangreiches Arsenal an Shoegaze-Träumereien und Post-Punk-Oden hervorragend in die Karten. Eine Nummer wie „Pioneer To The Falls“ auch nur anzustimmen, muss ein ganz besonderes Gefühl sein. Hier sitzt jeder Snare-Schlag, hier tropft jeder Akkord genau richtig von den Gitarrensaiten. Als erste Zugabe gibt es das beschwörende „Untitled“, eine weitere dieser mäandernden Nummern vom zweiten Album, zu denen es sich hervorragend in Trance fallen lässt. Nach „Obstacle 1“ ist dann aber endgültig Schluss, das Licht geht an, die Augen auf – und Interpol sind auch schon wieder von der Bühne verschwunden. Keine Band der großen Worte. Doch zweifellos eine der großen Töne. Schade, dass das nicht mehr Zuschauer angelockt hat.